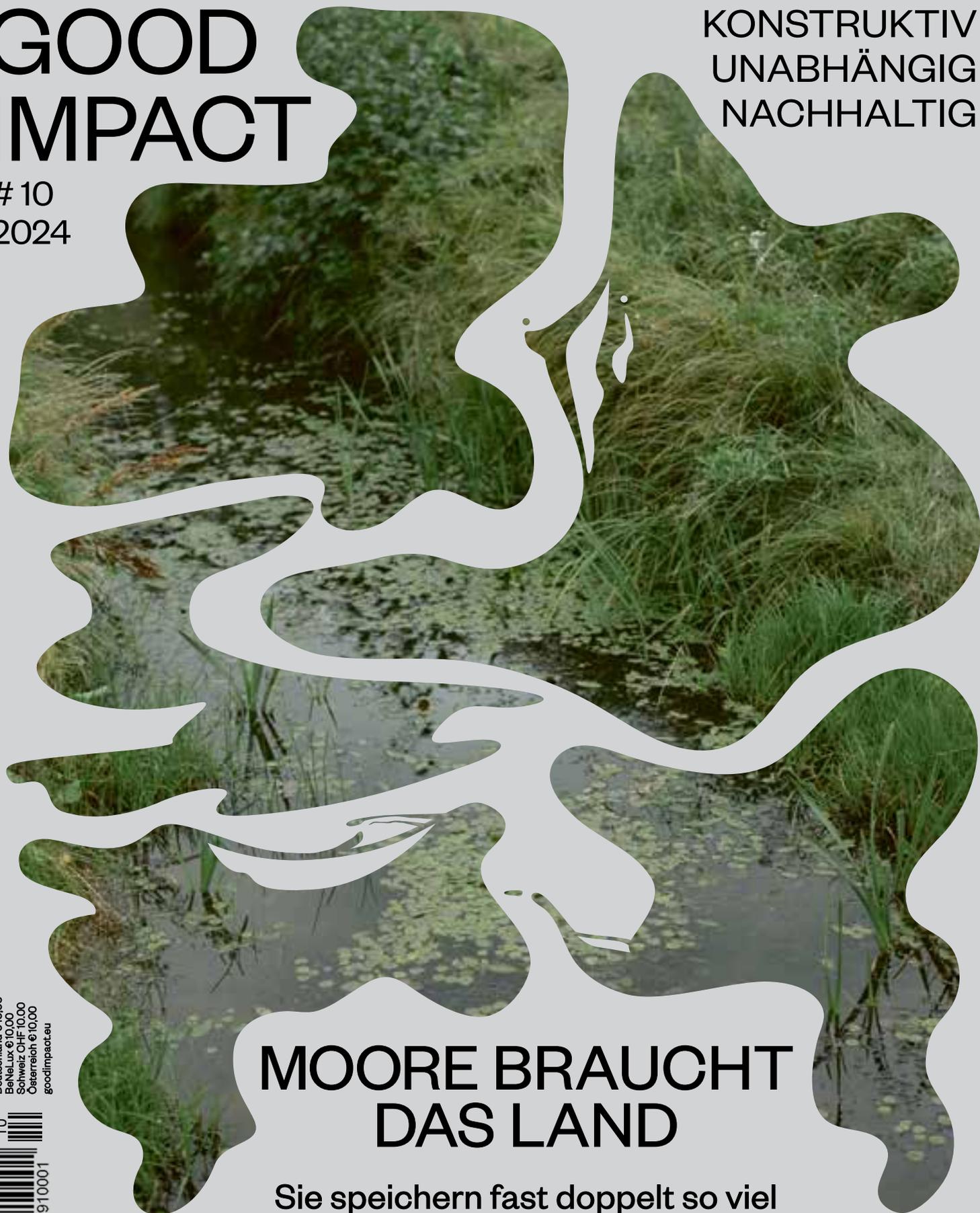


GOOD IMPACT

10
2024

KONSTRUKTIV
UNABHÄNGIG
NACHHALTIG



MOORE BRAUCHT DAS LAND

Sie speichern fast doppelt so viel
Kohlenstoff wie alle Wälder. Zeit, sie zu retten

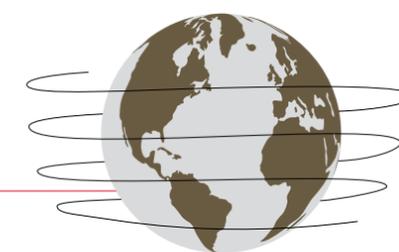
Deutschland €10,00
Belgien €10,00
Schweiz CHF 10,00
Österreich €10,00
goodimpact.eu



Moore sind wie Essiggurken
Warum wir Feuchtgebiete schützen
müssen – und wie wir das schaffen
S. 30



Das Moor in Zahlen
Flächen, Emissionen,
Ökoleistung
S. 36



- Läuft 6 - 7 — 5 gute Nachrichten – Sauberes Trinkwasser, bessere Bildung, Walrechte
- 8 - 9 — Naturtalent – Wieso Haihaut gut für Krankenhäuser ist
- 10 — Kolumne Histourismus – Tennis, der erste feministische Sport der Welt
- 11 — WTF – Mehr Urlaubstage für Ferien ohne Flieger

- Im Moment 14 - 19 — Prisma – Ein Buchladen in England sammelt vergessene Bücher von Frauen
- 20 - 24 — Streitgespräch – Ist es Zeit für ein Pflichtjahr für die Gesellschaft?
- 25 — Wie sprechen wir über ... – Rechtsextremismus & Co?
- 26 — Das Ding – Die Sonnenmilch: früher Lichtschutzfaktor 4, heute LSF 30

Schwerpunkt 28 - 84 — Moore braucht das Land

- Menschen & Ideen 88 - 91 — Ortsbesuch – Auf den Wiesen Berlins mit Stadtschäferin Hannah Becker
- 92 - 93 — Poesiealbum – Zwölf Fragen an Jim Avignon, Konzeptkünstler
- 94 - 96 — Feature – Ein rheinischer Obstbauer will Solarstrom und Äpfel ernten
- 98 - 99 — Mein erstes Mal ... als Stammtischkämpferin
- 100 - 103 — Politpop – Wie sich der Rechtsstaat vor Rechtspopulist:innen schützen lässt
- 105 — Politik? Find ich gut! – Lina Johnsen, Letzte Generation
- 106 — Gute Alternativen – Müllsammel-App und Solarpower aus alten Modulen
- 107 — Guck mal – Das liest/schaut/hört die Redaktion
- 108 — Die Utopie – Dekolonisierte Museen
- 110 - 111 — Companions / Impressum

ILLUSTRATIONEN Katerina Voronina FOTOS IMAGO / Mika Volkmann / SuperStock, Elena Aya Bundurakis, Christine Wollowski, Justin Makangara, Charlotte Köhnke

MOORE BRAUCHT DAS LAND



Bayou Blues
Wie New Orleans um seine
Feuchtgebiete kämpft
S. 40



Moor?
Welches Moor?
Ein kleines Glossar
S. 47



Fotostrecke
Elena Aya Bundurakis
zeigt Moore ganz anders
S. 64

Ohne Wasser wird
alles zur Savanne
Zu Besuch im Pantanal Brasiliens
S. 52



Moore bewahren, aber
um welchen Preis?
Ein Gespräch über die Öl-
förderung im Kongo-Becken
S. 59



Vom Boden
verschluckt
Die Niederlande ringen mit
ihrem Verhältnis zur Natur
S. 74

i Lesbarkeit ist uns wichtig.
Geschlechtergerechtigkeit auch.
Deshalb gendern wir bei *Good Impact* unsere Texte mit Doppelpunkt – möglichst inklusiv und barrierefrei. Weiterhin bleibt die genaue Umsetzung unseren Autor:innen und Gesprächspartner:innen in Wortlautinterviews selbst überlassen.

Der Moorweise
In Greifswald entsteht die größte
Moorbibliothek der Welt
S. 79



Das Gedankenexperiment
S. 84





MOORE

BRAUCHT
DAS LAND

Sie speichern
fast doppelt so viel
Kohlenstoff wie alle Wälder.
Zeit, sie zu retten



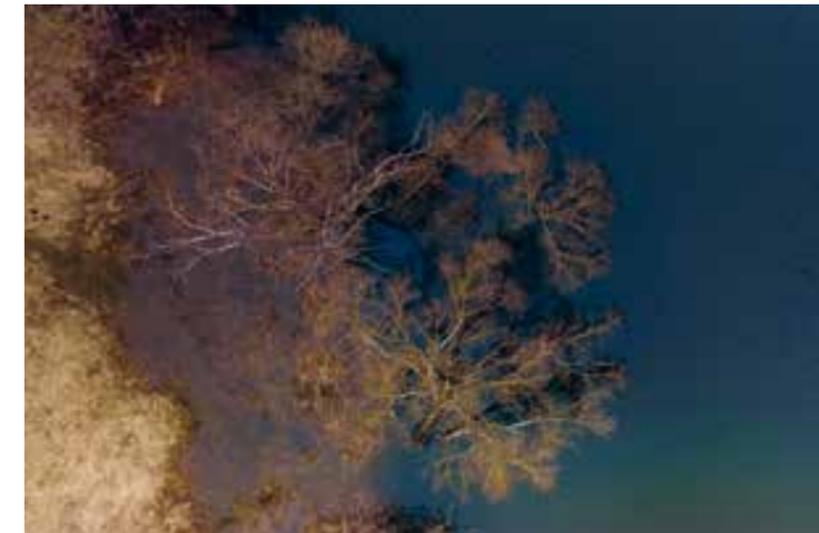
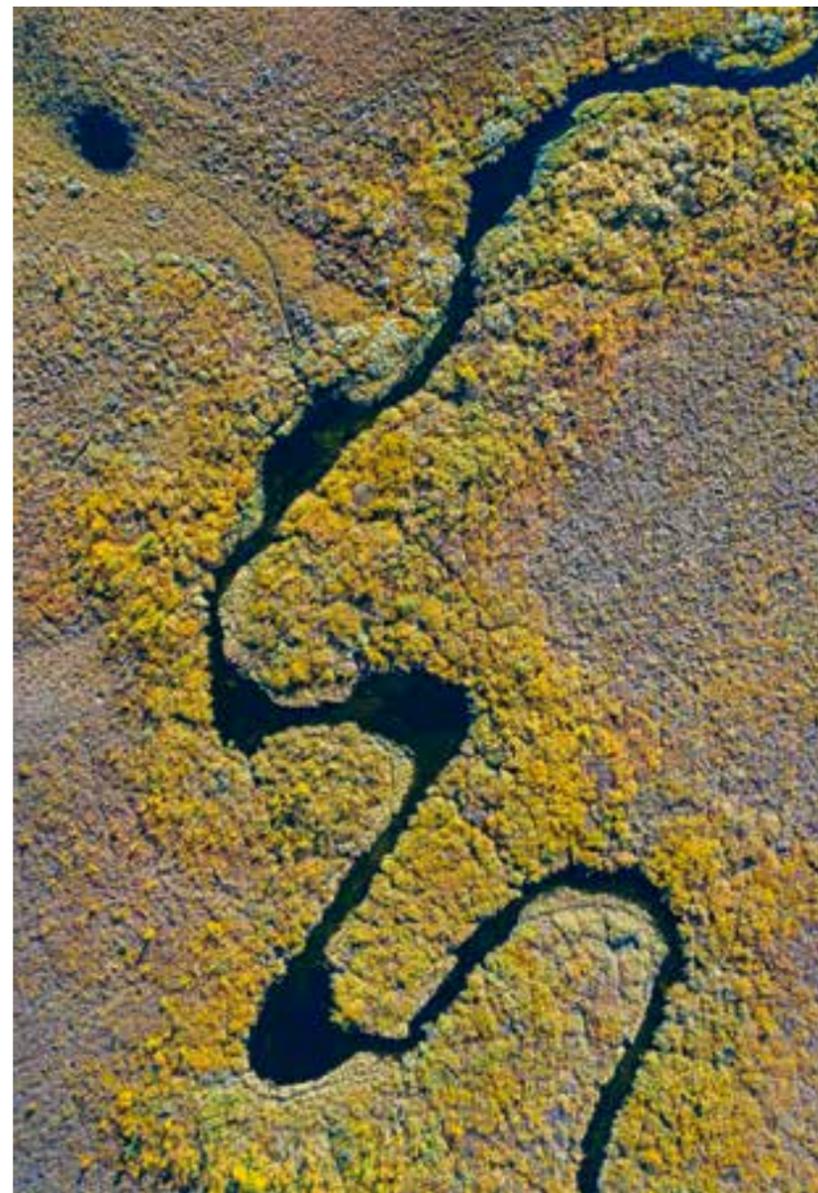
Dieser Schwerpunkt wurde ermöglicht durch
eine Förderung der Andrea von Braun Stiftung

MOORE SIND WIE ESSIGGURKEN

Moore binden 30 Prozent des Kohlenstoffs auf der Erde, obwohl sie nur 4 Prozent der Landflächen bedecken. Doch in vielen Teilen der Welt werden sie zerstört, gerade in Deutschland. Was tun?



Text: Anja Dilk



Die Pioniere sind überall. Da ist das britische Start-up Ponda, das aus dem fluffigen Inneren der Samenstände von Rohrkolben Füllungen für warme Jacken und Schlafsäcke zaubert, H&M ist interessiert. Da ist die Firma Baufritz, die mit Dämmplatten ebenfalls aus Rohrkolben experimentiert, die luftgefüllten Zellen der Stängel sind ideal zur Isolierung. Da sind Unternehmen aus Bayern, die Trockenbauplatten aus Schilf,

Gräsern und Kolben fertigen. Da sind Vorreiter:innen, die mit ihrer Ernte Reetdächer decken, mit dem Heu ein Nahheizwerk betreiben oder mit Solarpaneelen auf den Flächen Energie einsammeln. Und überall im Land von Greifswald bis Weihenstephan schwärmen Forschende aus, analysieren, tragen Daten zusammen, so viel und präzise wie nie zuvor – über die Moore.

Ihre Botschaft: Schützt die nassen Landschaften. Nutzt ihre Schätze. Entwickelt Ideen. Denn Moore

sind die wichtigsten Klimaschützer, sie speichern doppelt so viel Kohlenstoff wie alle Wälder der Erde zusammen. Obwohl diese Ökosysteme nur 4 Prozent der weltweiten Landflächen bedecken, binden sie etwa 30 Prozent des Kohlenstoffs auf dem Planeten. Weil sie nass sind. Den Kohlenstoff, den die Pflanzen mit der Fotosynthese aus dem CO₂ der Luft ziehen, lagern sie im feuchten Boden ein. Ähnlich wie eingelegte Gurken im Einmachglas, werden die Pflanzen Kohlenstoff samt im Wasser konserviert.

FOTOS: Pexels / Polina Tankilevitch, IMAGO / imagebroker/ Ponda Images

SCHÜTZT DIE NASSEN LANDSCHAFTEN.
NUTZT IHRE SCHÄTZE.
ENTWICKELT IDEEN

WAS IST PALUDIKULTUR?

Der Begriff leitet sich vom lateinischen palus, Sumpf, ab und meint nichts anderes als eine Landwirtschaft auf nassem Grund, die den Torf im Boden erhält. Paludikultur selbst gibt es seit Jahrhunderten, früher gewannen Menschen zum Beispiel das Schilf für Reetdächer aus dem nassen Moor. Heute bauen Paludilandwirtinnen Pflanzen wie Torfmoose, Schilf, Erlen und Rohrkolben gezielt an, lassen Tiere grasen, die Nässe vertragen, oder nutzen die Areale für Solarenergie.

Nicht nur das, Moore sind Horte für Artenvielfalt und helfen, die Wasserversorgung einer Region zu erhalten, weil ihr Torf wie ein Schwamm das Nass speichert. Sie kühlen die Umgebung durch Verdunstung und sind eine Barriere gegen Brände. Sie sind wichtige Nährstoffspeicher in überdüngten Ökosystemen, denn dank ihrer Nässe binden sie auch Stickstoff und Phosphor im Torf oder bauen es biogeochemisch ab. Es gibt sie von Sibirien über die USA bis Kanada, von Brasilien über den Kongo bis nach Indonesien. Als Hochmoore in den Bergen, Feuchtgebiete im Dschungel, Niedermoore in den weiten Ebenen, Sümpfe an den Küsten.

Moorwendestimmung

Doch in vielen Teilen der Welt werden Moorlandschaften seit gut 200 Jahren zerstört, das heißt: trockengelegt. Um Städte wie Singapur, New Orleans, St. Petersburg, Sydney, Paris oder Berlin im sumpfigen Grund zu bauen. Um Torf zum Heizen zu gewinnen oder schottischem Whiskey seinen rauchigen Torfgeschmack zu verleihen. Um nach Öl zu bohren, Viehweiden zu gewinnen oder Ackerbau zu betreiben. 15 Prozent der Moore weltweit sind nach Schätzungen des Greifswald Moor Centrums inzwischen entwässert, in Deutschland gar 95 Prozent der 1,8 Millionen Hektar. Allein hierzulande blasen diese trockengelegten Flächen jedes Jahr 53 Millionen Tonnen Treibhausgase in die Luft, etwa 7 Prozent der Gesamtemissionen Deutschlands. Warum? Wieder hilft ein Blick auf die eingelegte Gurke. Lupft man den Deckel vom Glas und schüttet das Wasser ab, zersetzt der Sauerstoff die Gurke binnen weniger Tage. Ähnlich werden trockengelegte Moore von CO₂-Fressern zu CO₂-Schleudern. „Wenn wir sie wiedervernässen, stoppt der Prozess sofort“, sagt Franziska Tanneberger, Leiterin des Greifswald

Moor Centrums. „Bis zu 40 Millionen Tonnen CO₂ ließen sich in Deutschland so jährlich einsparen, das entspricht fast dem CO₂-Ausstoß aus Industrieprozessen in Deutschland.“

Eine Moorwende liegt in der Luft. Pionier:innen in Ökonomie und Landwirtschaft, in Wissenschaft und bei NGOs gehen voran, unterstützt von Stiftungen an allen Ecken des Landes. Fördermittel werden mehr, die Regale mit populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen im Buchhandel füllen sich. Moorbuch, Mooratlas, Moorwissen. Tanneberger: „Es herrscht Aufbruchstimmung.“ Aber immer noch weitgehend im Verborgenen. In Kreisen der Fachwelt, bei Naturschützer:innen, in Fachabteilungen von Ministerien. Die Bundesregierung fördert mit der Nationalen Moorschutzstrategie seit 2022 die Wiedervernässung und Moorwirtschaft mit 48 Millionen Euro – nicht viel, aber ein Anfang.

Doch gleichzeitig fließen Milliardensubventionen aus Brüssel für Ackerbau auf trockengelegten Flächen. Eine neue Autobahn soll von Niedersachsen nach Schleswig-Holstein durch ein Moor gebaut werden. Die CDU warnte noch vor einiger Zeit in einer Plakatkampagne mit Fotos von Baumskeletten im wiedervernässen Moor bei Anklam vor einem Absaufen der Landschaft, obwohl die Bäume da nie hingehört haben und „Vernässung die einzige Chance ist, ein Absaufen des Landes durch intakte Böden in der Klimakrise zu verhindern“, ärgert sich Tanneberger. Bei Landwirt:innen und Konsument:innen sind die Kenntnisse übers Moor kaum größer. Neulich, schreibt Tanneberger in ihrem 2023 erschienenen Buch *Das Moor*, stieß sie auf eine niedersächsische Molkerei,

die für ihre Produkte von angeblich klimafreundlichem Grünland warb – auf trockengelegtem Moorboden. Und wer im Supermarkt weiß schon, dass Milch, Joghurt und Käse, die mit Futter von entwässerten Moorböden hergestellt werden, einen fünfmal höheren CO₂-Abdruck haben als die von normalem Ackergrund? Eine Kennzeichnungspflicht gibt es ohnehin nicht. Schon viele Sprachen spiegeln die Geringschätzung der Moore wider. Spanisch: Tierra Desolada, trostloses Land; Englisch: Wasteland, überflüssiges Land; Polnisch: Nieuzytki, nicht nutzbares Land.

Dass es der Schwung der Pionier:innen so schwer hat, aus seiner Blase herauszukommen, liegt nicht nur an mangelndem Wissen. Es hat auch mit dem Image des Moores zu tun, „einer 2.000 Jahre alten Kulturgeschichte eines Angstraumes“, sagt der Germanist Niels Penke von der Universität Siegen, der gerade mit der Freiburger Germanistin Joana van de Löcht ein Buch darüber geschrieben hat.

Jahrhundertlang hat sich der Mensch gefürchtet vor dem Moor. Es galt als Hort von Krankheiten, Malaria, Mücken, Infektionen. Drohte Menschen zu verschlucken mit Haut und Haar. War Ort, an dem sich Geister und Dämonen herumtrieben. „Solche Erzählungen haben den Angsttopos Moor weitergetragen“, erklärt van de Löcht. Das Moor als dunkler Rückzugsort für Schmuggler:innen und Kriminelle, ein rechtsfreier, bedrohlicher,

kaum zugänglicher Raum, düster und dunkel gurgelnd, Moorleichen gebärend. In der Literatur ist das Moor seit Jahrhunderten Schauplatz für Verbrechen. Gespenster, Irrlichter, Teufel und alle, die von der Gesellschaft ausgeschlossen waren, lebten in ihm. Ab dem 18. Jahrhundert wurden Moore in Deutschland langsam trockengelegt und besiedelt, um Land und Ackerboden für eine wachsende Bevölkerung zu schaffen. Der Angstraum bekam ein neues Gesicht. Denn das Wirtschaften in den Moorkolonien war eine Fron – Torf zum Heizen abbauen, Gräben ziehen mit einfachem Gerät. Ein kurzes Leben geprägt von harter körperlicher Arbeit, Hunger, Cholera, Armut.

„O, schaurig ist's, übers Moor zu gehn, wenn es wimmelt vom Heiderauche, sich wie Phantome die Dünste drehn und die Ranke häkelt am Strauche“, heißt es im berühmten Gedicht *Der Knabe im Moor* von Annette Droste-Hülshoff. In J.R.R. Tolkiens *Herr der Ringe* müssen die Hobbits auf dem Weg nach Mordor durch die Totenstümpfe. Van de Löcht: „Die negativen Erzählungen halten sich bis heute – das gefährliche, dunkle Moorlevel ist die Krönung in vielen Computerspielen.“

Hell und frisch und grün

Ein warmer Frühsommertag 2024. Das Moor von Basti und Juliane Petri ist hell und frisch und grün. Die Sonne hängt über dem Rhinluch, einer weiten Niedermoorlandschaft im Norden Brandenburgs. Frösche quaken am Rande des Staugrabens, bedeckt von samtig schimmernden Wasserlinsen. Der Wind treibt den ersten Goldstaub, die Samen des Rohrglanzgrases, über die Ebene. Über Feldwege geht es zu einem Klinkerbau, Moorhof 7, dem neu renovierten Überbleibsel einer preußischen Moorkolonie. Die Petris sind Pioniere der Klimalandwirtschaft, die sich Paludikultur nennt. „Willkom-

men“, ruft Juliane Petri, serviert Kaffee und Nüsse. Ihr Mann kommt gleich zum Thema: „Wir wollen unserem kleinen Sohn keine tote Erde hinterlassen, sondern diese Landschaft so nutzen, dass sie blüht.“

Nach dem Mauerfall hat seine Mutter mit der Moorwirtschaft begonnen, in Abstimmung mit der Kommune wurden seitdem die 280 Hektar der Familie wiedervernässt. „Wir sind hier das gallische Dorf“, sagt Juliane Petri. Entschlossene Widerständler:innen, umgeben von konventionellen Höfen mit 5.000 bis 13.000 Hektar Flächen fast ausschließlich auf trockengelegtem Boden. Zum Glück ist das Miteinander gut, denn dass mal Wasser aus Petris Feuchtgebieten auf die Nachbarfelder sickert, ist in Mooren nicht vermeidbar. Und wovon leben die Petris? Basti Petri lacht: „Vor allem von Knäckebrot für Pferde.“

Freizeitpferde, die viel in Boxen stehen, werden dick von Futter mit viel Zucker und Proteinen. Das Heu aus Rohrglanzgras dagegen, das die Petris einmal im Jahr ernten, ist die ideale Diätkost mit wenig Kalorien. Und wie wird es geerntet auf nassem Grund? Zum Beispiel mithilfe der Moorraupe, eines umgebauten Skipistenbullys, der wie ein Panzer auf Kettenbändern fährt und weniger Gewicht pro Zentimeter auf den Boden bringt als ein Fuß, der einen Menschen trägt.

Und da sind noch die Wasserbüffel hinten auf der Moorwiese. Mit ihren breiten Hufen und dem federnen Gang sinken sie nicht ein im weichen Boden, der robuste Pansenmagen ist unempfindlich für Parasiten und kann alles verdauen, was hier wächst. Nähern sich Besucher:innen, gruppiert sich die Herde zu einer Wagenburg wie Bisons in der Prärie. Die Petris verkaufen ihr Fleisch nicht und machen auch keinen Mozzarella aus ihrer Milch wie manch andere Paludi-Wirt:innen – zu weit entfernt



FOTO IMAGO / imagebroker

ist der urbane Absatzmarkt –, sondern nutzen die Tiere zur Pflege des Grünlandes. Und testen weiter, was sich noch machen lässt mit Biomasse aus dem Moor.

Noch nicht marktreif

Mit einem halben Dutzend Forschungseinrichtungen hat die Familie schon zusammengearbeitet. Papier, Blumengranulat, Baustoffe – vieles haben sie erprobt, noch nichts ist marktreif. Juliane Petri: „Manchmal fühlen wir uns wie Staubsaugervertreter:innen: Stets kommen neue Modelle an den Start.“ Neben dem Pferdeheugeschäft hat sich das Duo daher andere Standbeine aufgebaut. Er arbeitet für Umweltverbände, sie im Deutschen Verband für Landschaftspflege und im Landesumweltamt Brandenburg.

Was sich verändern müsste, damit sich die Paludiwirtschaft richtig lohnt? Es bräuchte mehr und längerfristige staatliche Förderung, die bislang in jedem Bundesland unterschiedlich ist und oft nur fünf bis zehn Jahre läuft. Schließlich müssen die Petris in einen Fuhrpark aus teuren Sonderanfertigungen investieren, und können nur ein- bis zweimal im Jahr ernten, die Nachbar:innen auf trockengelegtem, gedüngtem Boden dagegen fünf- bis sechsmal. Auch das Wassermanagement in der Region müsste sich anpassen. Noch wird viel Wasser künstlich in dem Geäst von Kanälen gehalten, um den Kanutourismus auf der Rhin am Laufen zu halten. Doch das Moor braucht dieses Wasser. Gerade jetzt, wo die Klimakrise Fahrt aufnimmt. Immer häufiger fegen Winde wie ein Föhn über das Land und heizen die Verdunstung an. Und es bedarf verlässlicher Abnahmegarantien in der Wirtschaft, für die Petris und andere Paludipionier:innen.

So etwas wie eine Allianz der Pionier:innen also. Bei der Auftaktrunde Ende

April 2024 in Berlin gibt es Salat mit Wasserbüffelsalami, Wirtschaftspower, Politprominenz, namhaften Expert:innen und 1,8 Millionen Euro Fördergeld vom Bundeslandwirtschaftsministerium. Das Ziel: „Den großen Hebel finden“, sagt Claudia Bühler, Vorstandin der Umweltstiftung Michael Otto in Hamburg, die zusammen mit der Michael Succow Stiftung und dem Greifswald Moor Centrum 2021 die Moor-Initiative toMOORow gegründet hat und nun mit der Allianz der Pioniere die Wirtschaft ins Boot holen will. Gemeinsam sollen Unternehmen, Landwirt:innen und Forschung Geschäftsmodelle und Wertschöpfungsketten entwickeln, die sich rechnen – für Companys, Moorbauern und Moorbäuerinnen. Eine Machbarkeitsstudie liegt auf dem Tisch, sieben Wirtschaftsfelder für Produkte aus nasser Bewirtschaftung hat toMOORow ausgemacht. Von Bau, Papier, Verpackung über Chemie und Möbel bis Energie. 14 Big Player tüfteln mit einem Netz von Forschungseinrichtungen und Start-ups derzeit an konkreten Ideen. Jeden Monat treffen sich Expert:innenrunden zum Erfahrungsaustausch. Firmen wie Procter & Gamble Service und Strabag sind dabei, Tengemann, die Baumarktkette Toom, Baufritz und Otto selbst.

Der Versandriese will Ende des Jahres mit dem ersten Moorprodukt in die Testphase gehen: Paludi-Kartons. Genauer: „Es wird ein Mix, Boden und Außenlagen aus Moormaterial und anderer Recyclingmasse“, erläutert Projektleiterin Karla Jabben. Details sind noch in der Entwicklung. Für welche Kartongröße taugt das Material? Welche Pflanzenfasern sind geeignet, wann sollten sie gemäht, wie gelagert werden? Und wie bekommt

Otto gemeinsam mit Landwirt:innen

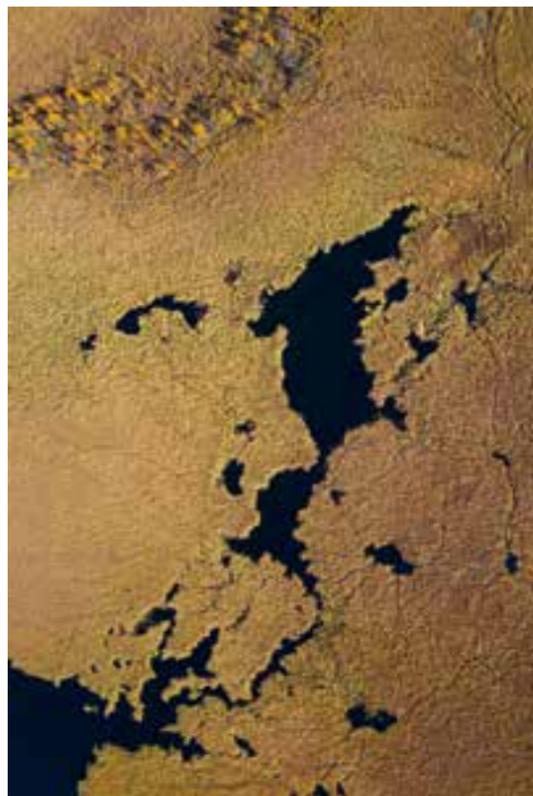


FOTO IMAGO / imagebroker

verlässlichen Liefernachschub und Qualität hin? Etwa 15 bis 20 Prozent Moor sollen mal im Karton stecken. Damit die Kund:innen das auch merken, werden die Packungen im Moorlook designed. Der Testlauf geht an 10.000 Kund:innen, Infomaterialien über Paludikultur, Einladungen zu Moorbildungsevents und Fragebogen zur Kartonage inklusive. Wie finden die Verbraucher:innen das Material, mögen sie die Haptik, sind die Kartons stabil genug? Und bleibt die Botschaft „Moorschutz ist wichtig“ hängen? Auch Moorschutzevents sollen folgen. Läuft der Test positiv, will Otto den Landwirt:innen langfristig eine verlässliche Abnahmemenge garantieren. Die Frage ist nur, wann?

Es braucht ein Multitool

Solche Initiativen sind erst der Anfang. Eine Moorwende braucht ein Multitool – an allen Hebeln gleichzeitig schrauben: Moorbauwirtschaft muss sich ökonomisch auszahlen, es braucht eine Infrastruktur für die neuen Geschäftsfelder – von Qualitätsstandards, Erzeuger:innengemeinschaften, Beratungsstellen, Maschinen in Massenanfertigung bis industriell skalierte Produktion und sicheren Lieferketten, mehr Förderungen, bessere Wassergesetze und viel mehr Flächen für die Nasswirtschaft.

Denn bislang werden jährlich nur etwa 2.000 Hektar wiedervernässt. Bis zum Start einer Wiedervernässung dauert es oft bis zu zehn Jahre. Vielerorts ist der Besitz zersplittert, ein Flickenteppich aus Flächen in öffentlicher Hand,

bei Landwirt:innen oder anderen Privatbesitzer:innen. Nur wenn alle Eigentümer:innen einer Vernässung zustimmen, kann es losgehen. Oft braucht es jahrelange Verhandlungen, Angebote zum Flächentausch, Aufkäufe durch Landesregierungen, Kommunen, Stiftungen oder NGOs wie den Naturschutzbund Deutschland (NABU), der seit Jahrzehnten europaweit in den Kauf von Moorflächen investiert. Um herauszufinden, in welchem Zustand aktuell all diese Moorflächen in Deutschland sind und wie sie sich verändern, macht das Thünen-Institut für Agrarklimaschutz in Braunschweig gerade mit neuen Messmethoden Inventur. An 150 Standorten wird bis Mitte 2025 ein Netzwerk für ein systematisches Monitoring aufgebaut. Die Forschenden erfassen damit Parameter wie gespeicherte Kohlenstoffmenge oder Wasserstand im Moor, eine wesentliche Basis für eine Bewertung der deutschen Moorflächen in nie dagewesenem Stil – und Ausgangspunkt für eine effiziente Wiedervernässung.

Und die ist unverzichtbar: Um allein in Deutschland bis 2050 auf Netto-Null CO₂ zu kommen, müssen nach Berechnungen des Greifswald Moor Centrums mehr als 50.000 Hektar im Jahr wieder nass werden. „Aber bisher gilt: Jede:r darf, keine:r muss“, kritisiert Felix Grützmacher, Moorexperte beim NABU in Berlin. „Doch ohne klare gesetzliche Vorgaben und Schwerpunktregionen, in denen wir alle Kräfte

„MANCHMAL FÜHLEN WIR UNS WIE STAUBSAUGERVERTRETHER:INNEN: STETS KOMMEN NEUE MODELLE AN DEN START“

JULIANE PETRI, MOOR-LANDWIRTIN

bündeln, werden wir das nicht schaffen.“ Moor-Forscherin Tanneberger spricht von einem „Zwischenzustand“. Der Aufbruch ist spürbar, die Umsetzung verheddert sich in den Fallstricken des Status quo. Gerne vergleicht sie die Moorwende mit dem Kohleausstieg. „Bei beidem geht es darum, die Hebel komplett umzulegen. Ein vollständiger Strukturwandel in Wirtschaft und Gesellschaft – mit dem Unterschied, dass der Kohlekumpel nicht mit einer neuen Geschäftsidee ins alte Bergwerk fahren kann, Landwirt:innen im wiedervernässen Moor aber weiter wirtschaften können.“ Nur anders.

Solche Hebel müssen überall in der Welt umgelegt werden, wo es Moore gibt. Nur dann werden wir die Kraft dieses gewaltigen Ökosystems im Kampf gegen die globale Klimakrise nutzen können. Und es tut sich etwas. In Louisiana, USA, in Brasilien, im Kongo und in den Niederlanden. Die folgenden Seiten sind eine Reise in die Welt des Moorschutzes. In der Hoffnung, eine neue Lust auf nasse Natur zu entfachen. Schönheit in den entlegensten Feuchtgebieten zu entdecken. Und vor allem: Um Wissen über ihren immensen Wert für Mensch und Tier zu transportieren.

Das Forscher:innenduo Niels Penke und Joana van de Löcht schreibt Ende des Jahres einen Preis für positive Moorliteratur aus, „um der 2.000-jährigen Angstgeschichte um die Moore etwas entgegenzusetzen“.

Juliane und Basti Petri haben gerade die Moorgrün GmbH gegründet, ein Start-up für Coaching, Fortbildung und Beratung von Landwirt:innen rund um die Paludikultur. „So kann es gehen, versucht es einfach mal – zusammen können wir's schaffen.“



Louisiana gewonnen als je zuvor. Eine jede neue Pipeline bedeutet Erosion.

„Selbst wir nehmen Fördergelder von der Ölindustrie an, um unsere Projekte möglich zu machen“, gibt James Karst offen zu. „Manche mögen das für heuchlerisch halten. Aber die Beziehung zur Öl- und Gasindustrie in Louisiana ist kompliziert. Niemand anderes hier hat so viel Geld und bietet so viele, so gut bezahlte Jobs.“

Auch die Sumpfyypressen-Hüter:innen von Common Ground, Christina Lehew und Josh Benitez,

haben Familie, die mit dem Öl ihren Lebensunterhalt verdient. „Ich kenne niemanden, der nicht lieber woanders arbeiten würde als auf den Plattformen, wo sie ihre Gesundheit ruinieren“, sagt Benitez. „Solange es aber nicht mehr gute grüne Jobs gibt, wie in Offshore-Windparks, wird sich an der Situation nichts ändern“, erklärt er.

Im French Quarter geht die Sonne unter, aus jeder Ecke tönt der nostalgische Jazz, der die Reisegruppen in die Bars hineintreibt. Zu Bier und Prosecco werden Austern bestellt. Nichts lässt ahnen, dass diese Stadt dabei ist, unterzugehen.

„Nach und nach kapieren die Menschen, dass am Bayou nicht nur unsere gesamte Kultur, sondern unsere ganze Existenz hängt“, sagt Professor Lefleur. Die Hurrikan-Prognose für Louisiana 2024 wurde gerade veröffentlicht. Es sieht nicht gut aus. „Ich sage immer zu meinen Studierenden: Kommt nach Pointe-au-Chien. Kommt in den Sumpf. Dort versteht man automatisch, was uns wirklich vor den Stürmen schützen wird.“ ●

James Karst, Sprecher der Coalition to Restore Coastal Louisiana, neben Austernpaketen; Holzweg durch den Zypressensumpf



FOTOS Morgane Llanque, IMAGO / Porefi Images

MOOR? WELCHES MOOR?

Illustrationen: Katerina Voronina

Wo Wasser und Land sich vereinen, entstehen Feuchtgebiete. Doch nicht jedes feuchte Gebiet wird zum Moor, und auch Moore kommen in verschiedenen Formen daher. Sie alle sind wertvolle Lebensräume und schützen das Klima. Zeit, sie wieder nass zu machen

Text: Jakob Milzner

Feuchtgebiete



Feuchtgebiete sind Orte des Übergangs, die sich einer eindeutigen Zuordnung zu Land oder Wasser entziehen. Oft liegen sie in den Grenzbereichen zwischen permanent feuchten und dauerhaft trockenen Landschaften. Wasser ist in ihnen allgegenwärtig und prägt die Beschaffenheit des Bodens ebenso wie die Tier- und Pflanzenwelt.

Zu den natürlichen Feuchtgebieten zählen Moore, Sümpfe, Seen- und Flusslandschaften, feuchtes Grasland, Oasen, Gebiete mit unterirdischen Wasserläufen, Mangroven sowie marine Feuchtgebiete wie Wattenmeere und Korallenriffe. Doch es gibt auch menschengemachte Feuchtgebiete: Fischteiche, Reisfelder, künstliche Seen und Salzpfannen.

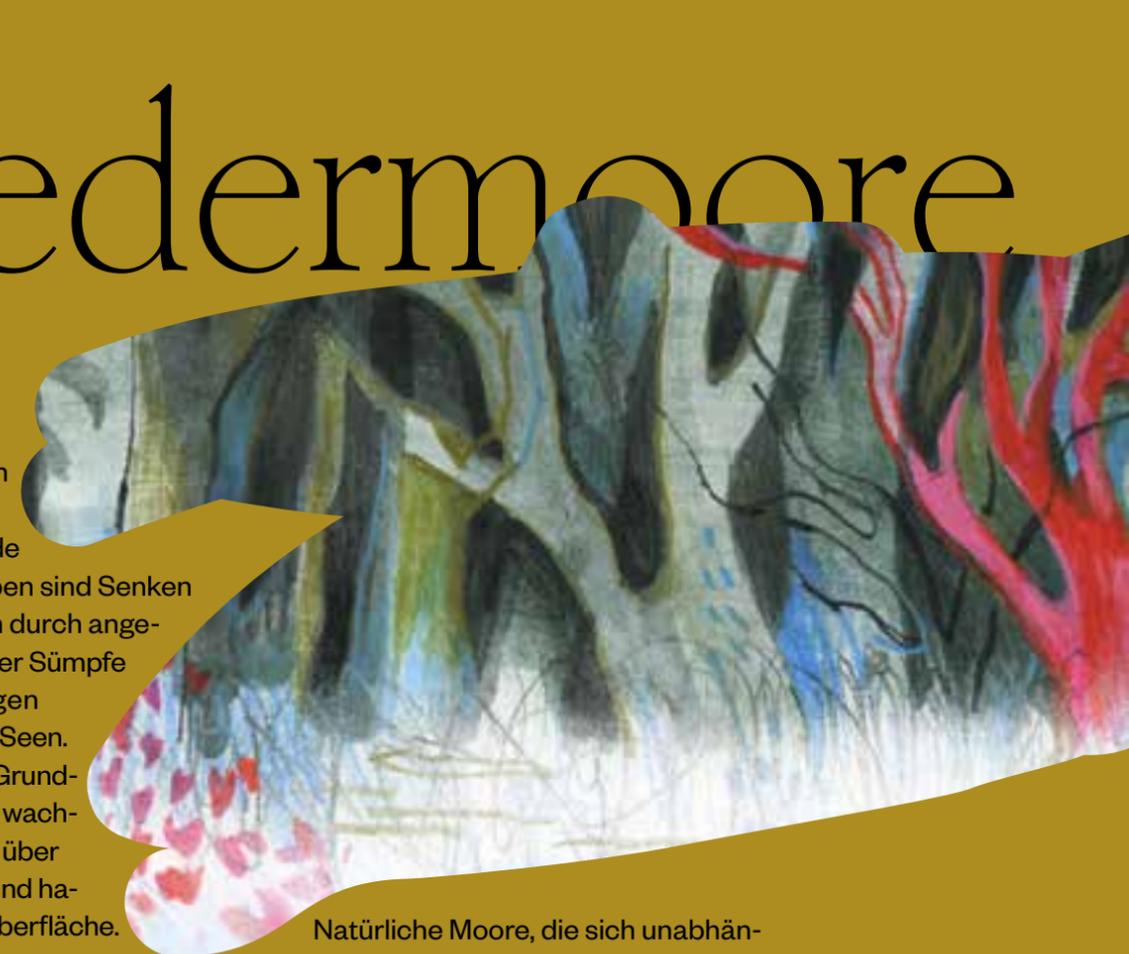
Die 1971 verabschiedete Ramsar-Konvention zum Erhalt von Feuchtgebieten ist eins der ältesten internationalen Abkommen zum nachhaltigen Umgang mit Ressourcen. Bei ihrer Verabschiedung stand noch vor allem der Schutz von Watt- und Wasservögeln im Zentrum.

Inzwischen ist klar, wie untrennbar auch das Schicksal des Menschen mit funktionstüchtigen Feuchtgebieten verknüpft ist. Zum Beispiel dienen Feuchtgebiete dem Hochwasserschutz: Wie Schwämme sind sie imstande, gewaltige Wassermassen aufzunehmen. Auch haben sie, ähnlich wie Nieren, die Fähigkeit, Wasser zu filtern. So verbessern Feuchtgebiete die Wasserqualität und liefern frisches Trinkwasser. Und in Hitzeperioden kühlen sie das Umland und schützen es vor dem Austrocknen.

Unter den besonderen Bedingungen wasserreicher Landschaften entstehen vielfältige, oft miniaturartige Lebensräume, die Feuchtgebiete zu kostbaren Rückzugsorten für zahlreiche Tiere und Pflanzen machen. In Mitteleuropa zählen etwa Flussauen zu den artenreichsten Landschaften überhaupt.

Trotz des von 172 Staaten ratifizierten Ramsar-Abkommens zählen Feuchtgebiete weltweit zu den am stärksten bedrohten Ökosystemen.

Niedermooore



Niedermooore entstehen in Landschaften, in denen Wasser aus der Erde kommt. Ihre Kinderstuben sind Senken im Boden, in denen sich durch angesammeltes Grundwasser Sümpfe bilden; Flussniederungen oder auch verlandende Seen. Weil sie direkt mit dem Grundwasser verbunden sind, wachsen Niedermooore kaum über dessen Spiegel hinaus und haben meist eine ebene Oberfläche.

Tritt Grundwasser in Mulden, Senken, Flussniederungen oder auch an Hängen in der Nähe von Quellen aus dem Boden, ist es gesättigt mit mineralischen Stoffen. Weil Mineralien vielen Lebewesen als Nährstoffe dienen, weisen Niedermooore einen großen Artenreichtum auf. Vor allem wo das Grundwasser reich an Kalk und der Boden nicht zu sauer ist, wachsen für moorige Verhältnisse üppige Pflanzengesellschaften mit Erlen, Enzianen, Orchideen und Schilf. Sterben sie ab, tragen sie, zusammen mit Moosen, zum Anwachsen der Torfschicht bei.

Niedermooore kommen vor allem in den kühl-feuchten Klimazonen der Nordhalbkugel vor. In Deutschland bedecken sie größere Flächen in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein. Doch auch in Bayern und Baden-Württemberg gibt es Niedermooore.

Natürliche Mooore, die sich unabhängig von menschlichen Eingriffen entwickeln konnten, gibt es jedoch nicht mehr. Selbst naturnahe Mooore, in denen keine Entwässerung stattgefunden hat, existieren nur noch auf einem Bruchteil ihrer einstigen Fläche. Häufiger sind dagegen ungenutzte Mooore, die nur gegenwärtig nicht wirtschaftlich verwertet werden. Oft handelt es sich um entwässerte Mooore, auf denen in der Vergangenheit Landwirtschaft betrieben oder Torf abgebaut wurde.

Je nach Standort und Ausmaß der menschlichen Eingriffe sind Niedermooore unterschiedlich gut zu renaturieren. Da sie auf fließendes Grund- und Oberflächenwasser angewiesen sind, spielen bei ihrer Wiedervernässung oft größere Gebiete eine Rolle. Wurden Gräben, Rohre und Pumpen für die Trockenlegung zugeschüttet oder zurückgebaut, kann etwa ein Bach helfen, ein ausgetrocknetes Niedermoor wiederzuvernässen.



Moorwälder

Moorwälder wachsen meist in Randgebieten von Hochmooren. Die Bäume müssen dort mit extremen Bedingungen klarkommen. Es gibt kaum Nährstoffe; sie wachsen auf torfreicher, sehr saurer Erde. Bei Regen saugt sich der Torf noch voller mit Wasser als ohnehin – auch mit Staunässe müssen die Bäume in Moorwäldern leben.

In deutschen Moorwäldern wachsen genügsame Baumarten wie Moorbirken, Spirken und Erlen – und selbst diese Überlebenskünstler entwickeln sich oft in Zeitlupe. Um in die Höhe zu schnellen, mangelt es ihnen an Nährstoffen. Allerdings würde eine starke Gewichtszunahme die Bäume ohnehin in Lebensgefahr bringen; in dem feuchten Boden könnten sie unter ihrer eigenen Masse versinken. Folglich reicht der Baumbestand kaum über wenige Meter hinaus. Unter ihm wachsen Sträucher wie Sumpfpfropst, Faulbaum oder Heidelbeere. Der Boden wird von Torfmoosen bedeckt.

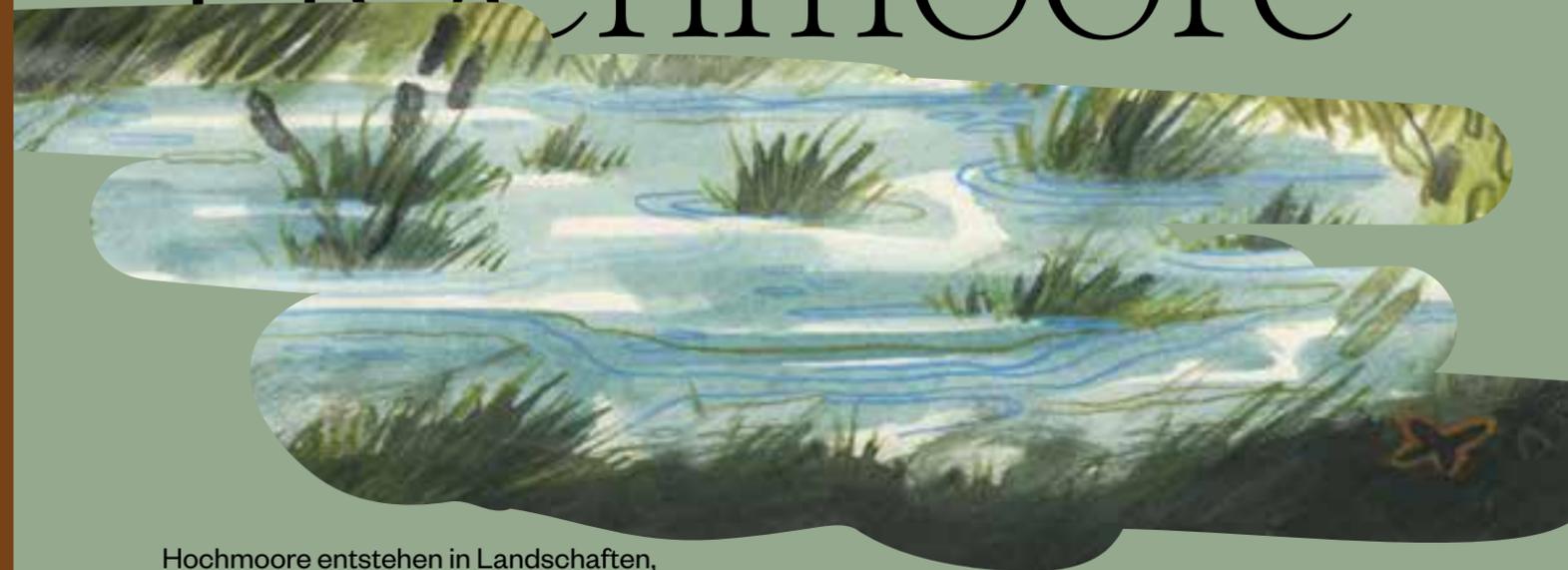
In Deutschland findet man Moorwälder vor allem im Norden, in Bayern und einigen Mittelgebirgen. Weit größere gibt es

in Südostasien, im südamerikanischen Amazonasgebiet sowie im afrikanischen Kongobecken. Der Torf bildet sich dort vornehmlich nicht aus Moosen, sondern aus den Wurzeln der Bäume.

Seit ungefähr zwei Jahrzehnten werden jedoch auch diese gewaltigen Kohlenstoffspeicher zunehmend entwässert und gerodet, um Holz zu gewinnen und Landwirtschaft zu betreiben. Vor allem in Indonesien und Malaysia wurden großflächig Moorwälder abgeholzt und an ihrer Stelle Plantagen errichtet.

Die gute Nachricht: Waldmoore in Deutschland bieten oft günstige Voraussetzungen für eine Renaturierung. Sie wurden weniger stark entwässert als baumfreie Moore, zudem bestehen seltener Zielkonflikte mit der Landwirtschaft. Spezifisch für die Wiedervernässung bewaldeter Moore ist, dass manchmal auch der Baumbestand verändert wird. So werden mitunter etwa Nadelbäume entnommen, die dem Boden besonders viel Wasser entziehen.

Hochmoore



Hochmoore entstehen in Landschaften, in denen Wasser vom Himmel kommt. Sie bilden sich, wo mehr Regen fällt als Wasser verdunstet oder wieder abfließt. Wachsen an solchen Orten Torfmoose, lagern sich deren Überreste Schicht um Schicht am Boden ab, wodurch Hochmoore pro Jahr um ungefähr einen Millimeter wachsen. Als eine Art großflächige Polster können die Torfmoose sogar über den Spiegel des Grundwassers hinauswachsen, bis der Kontakt abreißt und nur noch Niederschlag das Moor vernässt. Über die Jahrhunderte haben viele Hochmoore so ihre namensgebende, uhrglasförmige Wölbung ausgebildet.

Weil sich Hochmoore vom Grundwasser abgekapselt haben, müssen sie ihre Nährstoffe allein aus dem Regen beziehen. Nur hartgesottene Lebensformen kommen mit der kargen Diät und den sauren, wasserdurchtränkten Böden zurecht. Deswegen sind Hochmoore in der Regel baumfreie Landschaften, in denen neben Torfmoosen unter anderem Wollgräser, Binsen und Heidekräuter gedeihen.

Hochmoore finden sich in Alaska ebenso wie in den Tropen und in Neuseeland. Die größten noch erhaltenen Gebiete liegen in Sibirien und in Nordamerika. In Deutschland sind naturnahe Hochmoore wegen des jahrhundertelangen Abbaus von Torf fast vollständig verschwunden. Nur in Niedersachsen gibt es sie noch, auf kleinen Flächen auch in Bayern und Schleswig-Holstein.

Zur Wiedervernässung von Hochmooren können Dämme beitragen, die das Wasser in der Landschaft halten. Für ihren Bau wird Torf verwendet, der – etwa durch Überfahren mit einem Bagger – verdichtet wird, bis möglichst kein Wasser mehr abfließt. Eine Alternative ist der Einsatz lösungsmittelfreier Teichfolie, die in den Boden eingezogen wird. Das Regenwasser wird wie in einer Wanne gesammelt, sodass sich der ausgetrocknete Torf wieder vollsaugen kann. Wegen ihrer Artenarmut stehen die Chancen recht gut, dass sich in wiedervernässten Hochmooren wieder charakteristische Tier- und Pflanzengesellschaften bilden.

OHNE WASSER WIRD ALLES ZUR SAVANNE

Das brasilianische Pantanal wird von Bränden, Rodungen und Wassermangel bedroht. Wie Indigene und NGOs um die Region kämpfen

Text und Fotos: Christine Wollowski

Auf Köderfang im Sumpf des Pantanal:
Adílio Alves de Arruda vom Volk der Guató

Ohne das Wasser hat Adílio Alves de Arruda es nicht ausgehalten. Er hat es versucht, hat zwei Jahre in der Stadt gearbeitet, eine Städterin geheiratet, ein Haus gebaut. Dann ist er zurückgekommen. Seitdem lebt er wieder zwischen dem Fluss Cuiabá und dem Überschwemmungsgebiet. Der schmale Streifen Land, auf dem sein Haus steht, wird auch in der Regenzeit nicht überflutet, weil Alves de Arruda Lehm aufgeschüttet und festgestampft hat. So befestigt das Volk der Guató seit jeher den Baugrund für seine Häuser. Früher haben sie zwischen den Lehmschichten noch zerstoßene Krebschalen und Fischknochen eingelagert, zur besseren Drainage. Alves de Arrudas Haus ist aus Holzplanken gebaut und mit Wellplatten aus Eternit gedeckt statt mit Palmstroh. Von der Veranda blickt er auf den vorbeiziehenden Fluss, der manchmal Inseln aus Wasserlilien und Schilf mit sich trägt. Hinter dem Haus dehnt sich eine weite Ebene bis zum Horizont.

Adílio Alves de Arruda ist vierzig Jahre alt und einer von vielleicht 400 Guató-Indigenen, die heute noch im Feuchtgebiet Pantanal im Südwesten Brasiliens leben. Über einige Kilometer am Flussufer des Cuiabá und seines Zuflusses wohnen sie in Familien organisiert, nicht in Dörfern: Von

Alves de Arrudas Haus sind es nur ein paar Minuten Fußweg zum Haus seiner Mutter Sandra, von dort nur wenige Meter bis zu seiner Schwester Karine, eine kurze Bootsfahrt trennt ihn vom Haus seines Bruders Carlos. Früher waren die Familien autark, lebten von den Früchten des Ackers, vom Fischen und Jagen. Jede hatte ihren Bootsteg, ihre Pflanzungen mit Bananen, Maniok und Reis, ihren Kräutergarten.

Kolonisator:innen schleppten ab dem 16. Jahrhundert tödliche Krankheiten ein und Farmer:innen vertrieben Ende des 19. Jahrhunderts fast alle restlichen Guató, um auf den Naturwiesen Rinder zu züchten. Wenige blieben, geduldet auf ihrem eigenen Land. Sie arbeiteten für Kost und Logis für die Eindringlinge, die stets bewaffnet herumliefen. Hundert Jahre später behaupteten die Farmer:innen, die Guató seien gerade erst zugewandert und hätten keinen Anspruch auf das Land. Bis Anthropolog:innen anhand von Knochen und Tonscherben das Gegenteil bewiesen. Seit 2000 sind die 20.000 Hektar der „Baía dos Guató“ indigenes Schutzgebiet. Die Kinder lernen ihre indigene Sprache

wieder in der Schule, doch viele Traditionen sind vergessen. Außer den Guató leben vier weitere Ethnien im Pantanal, insgesamt schätzungsweise 40.000 Indigene, nur wenige davon in ausgewiesenen Schutzgebieten.

Der hochgewachsene hellhäutige Adílio Alves de Arruda ist der Sohn von Sandra Guató und einem Farmerwalter portugiesischer Abstammung. „Fake-Indigener“ schimpfen ihn hier manche deswegen. Er spricht fließend Portugiesisch, trägt Bermudas und Angelshirts, hat Handy und Wi-Fi zu Hause und verdient Geld mit dem Fang von Lebendködern für Angler:innen. Im Grunde lebt Alves de Arruda weder in seinem Haus noch auf den paar Metern Land. Er verbringt die



meisten Stunden des Tages auf dem Wasser, in seinem Boot, wie seine Vorfahren, die Ureinwohner:innen des Pantanal.

Bei Sonnenaufgang steigt er zum ersten Mal am Tag in sein Aluboot, lässt den Motor an und schießt hinaus auf den Fluss. Im Schilf eines der Corixos, der Seitenarme, steigt er um ins Beiboot und rudert weiter, taucht seinen selbst gemachten regenschirmgroßen Kescher flach ein, hebt ihn an, schüttelt Algen und Schilffeste heraus und wischt die kleinen schlamm-braunen Köderkrebse in einen großen Plastikbottich. Das Thermometer zeigt um sieben Uhr morgens 36 Grad im Schatten. Mückenschwärme surren um ihn herum. Der Mann scheint nichts davon zu merken, er ist jetzt nur noch fließende Bewegung. Eintauchen, anheben, schütteln, herauswischen, eintauchen, anheben, schütteln, herauswischen. Zwischendurch schöpft er mit dem Unterteil einer abgeschnittenen Plastikflasche Wasser aus dem Fluss und trinkt in tiefen Schlucken. „Da hinten schwimmt ein Krokodil.“ Er zeigt auf ein Paar Knopfaugen und Nüstern, die aus dem stillen Wasser ragen. Idyllisch sieht das aus vor der Kulisse aus silbern verblichene Baumskeletten, Schilf und einem Himmel voller Schäfchenwolken. Alves de Arruda paddelt näher heran, holt weit aus und lässt mit einem dumpfen Schlag seine Langaxt auf den Kaimankörper prallen. Zweimal muss er noch auf den Kopf schlagen, bis das Tier nicht mehr zuckt, dann dreht er sich um und sagt zufrieden grinsend: „Eine Beilage fürs Mittagessen.“

Alves de Arrudas Leben folgt den Gesetzen der Natur, die ihn umgibt. Romantisch ist das selten. Die Mückenschwärme, gegen die Insektenschutzsprays nichts ausrichten, kommentiert er trocken mit: „Letzte Woche waren sie schlimmer.“ Die Reste des Kaimans, die er einfach ins

Wasser wirft, zerfetzen Dutzende Piranhas in Sekundenschnelle. Die Guató leben direkt am Fluss, baden können sie in ihm nicht. Alves de Arruda bleibt nur Minuten an Land, dann zieht er wieder los zur Termitensuche in den kleinen Wäldern am Flussufer. Er fährt allein, das geladene Gewehr über die Schulter gehängt. „Wenn dir ein Jaguar entgegenkommt und keine Anstalten macht, auszuweichen, hast du keine Wahl“, sagt er. Zweimal musste er schon schießen. Wer nicht töten kann, wird selbst getötet.

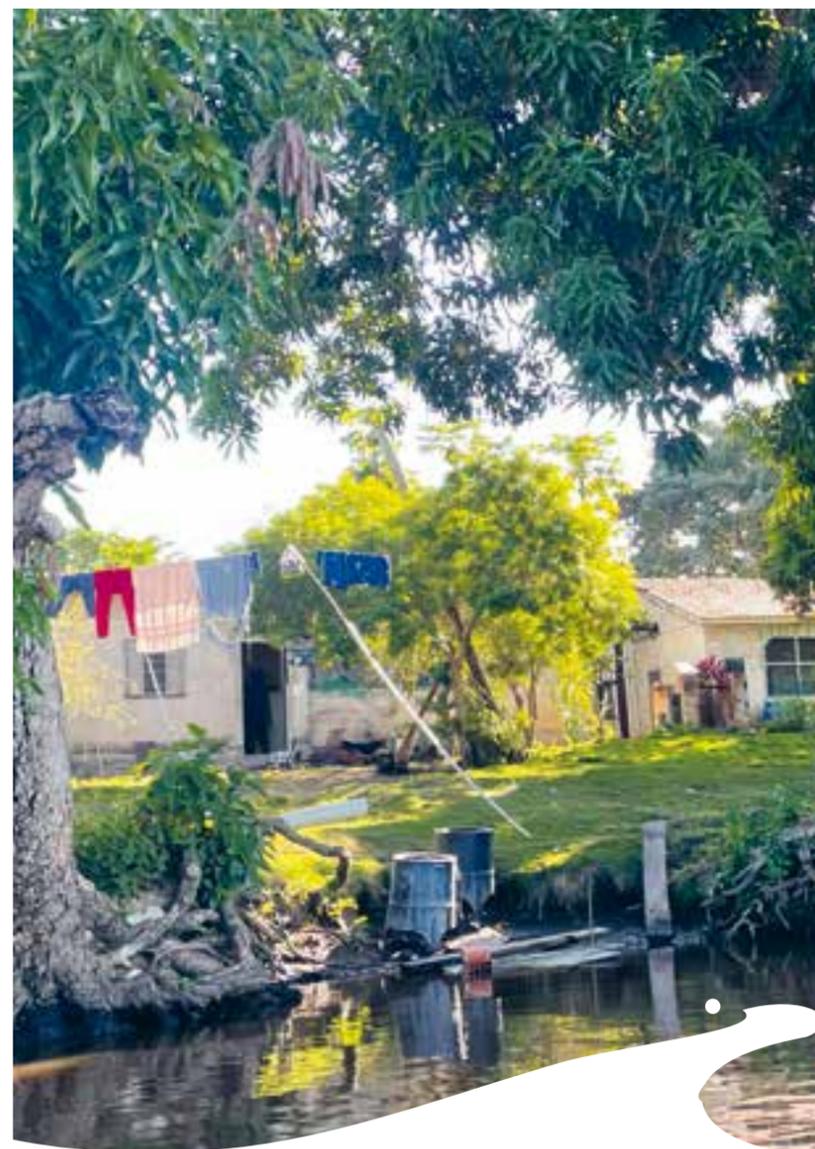
Eine moderne Arche Noah

Der Tod ist Teil der Schönheit der Natur. Jaguare stürzen sich in der Schwärze der Nacht mit bis zu 158 Kilo Lebendgewicht auf Hirsche und Rinder oder Wasserschweine, die aussehen wie riesige Hamster. Die Tuiui-Störche schreiten durch seichtes Wasser und hacken ihre schwarzen Schnäbel in Traira-Fische. Und die azurblauen Hyazinth-Aras verschlingen die orangen Früchte der Acurí-Palmen. Fast 5.000 Tier- und Pflanzenarten leben in dieser Feuchtsavanne, die halb so groß wie Deutschland und mit ihrer Vielfalt so etwas wie eine moderne Arche Noah ist. Ein Drittel davon liegt in Bolivien und Paraguay, zwei Drittel in Brasilien. Hier ist die Feuchtsavanne eines der am besten erhaltenen Ökosysteme des Landes: Sie ist bis heute zu 87 Prozent mit Originalvegetation bedeckt. Den Rest haben vor allem Rinderzüchter:innen abgeholzt, um mehr Weideflächen zu schaffen.

2000 hat die Unesco das Pantanal zum Biosphärenreservat erklärt. Ein gigantisches Ein- und Ausatmen prägt die Landschaft und alles Leben darin. Zwischen November und April schwelen die Flüsse Paraguay und Cuiabá an, bis sie die Ebene des Pantanal zu achtzig Prozent überschwemmt

und in eine einzigartige Landschaft aus Sümpfen, Seen und unzähligen Wasserläufen verwandelt haben. Im Rest des Jahres trocknet die Wasserlandschaft zu einer Savanne, in der nur noch vereinzelt Tümpel und Bäche glänzen. Für das Überleben des Pantanal ist der zeitweise Mangel an Wasser ebenso wichtig wie sein temporärer Überfluss.

Es ist ein komplexes Zusammenspiel von Wasserzyklus, Fauna und Flora. Die Seitenarme der Flüsse bilden nach der Regenzeit von Schilf geschützte Laichräume für Großfische. Mikroorganismen und Algen vermehren sich im sonnenwarmen Flachwasser. Auf kleinen Erderhebungen keimen die Samen von Bäumen, später werden die Bäume Tapiren oder Hirschen Schatten bieten. Das Grasland, auf dem die Tiere weiden, erneuert sich nur, wenn es überflutet wird und invasive Pflanzen absterben. Die immensen Wassermassen bringen außerdem Sedimente aus der Umgebung mit, die Kleinorganismen fressen. Von ihnen ernährt sich später der Fischnachwuchs.



Indigenes Leben im Pantanal: Häuser am Fluss (oben li.); mit Kescher auf Krebsfang (oben re.)

Kinderalltag (unten li.); Quitita Guató, Hüterin der Tradition und Herstellerin von Taschen aus Palmbast

Neuerdings ist dieser Rhythmus gestört. Aus dem Cerrado, der riesigen angrenzenden Feuchtsavanne, in der der wichtigste Fluss des Pantanal entspringt, fließt weniger Wasser zu. Schon jetzt sind 47 Wasserkraftwerke im Becken des Río Paraguay in Betrieb, weitere 130 sind geplant. Umweltschützer:innen und die nationale Wasserbehörde ANA protestieren.

Im Cerrado sind zudem zwei Drittel des ursprünglichen Bewuchses Rinderwiesen und Sojaplantagen gewichen. Klimaveränderungen bringen größere Hitze und weniger Regen. So entstehen immer öfter Flächenbrände wie im Jahr 2020, als 4,5 Millionen Hektar Land abbrannten. Etwa 17 Millionen Tiere starben, 75 Millionen weitere wurden verletzt. Die Bilder erschütterten die Welt: Jaguare mit verkohlten Tatzen, Affen, die bei ihrer Flucht nach oben vom Baumkronenbrand überrascht wurden, Jararaca-Schlangen, die sich in Panik auf die Flammen stürzten und in ihnen verbrannten. Die Brände haben bis heute Wunden in der Tierwelt hinterlassen.

„Bei den Hyazinth-Aras schlüpfen immer noch kleinwüchsige Küken oder welche mit Hautproblemen“, erklärt Neiva Guedes. Die Biologin hat vor dreißig Jahren die NGO Arara Azul ins Leben gerufen, weil damals die Hyazinth-Aras auszusterben drohten. Ihre Nistplätze schwanden durch die Abholzung. Sie wurden zu Dutzenden gefangen und als Haustiere in Nachbarländer verkauft. Durch die Arbeit der NGO leben wieder 5.000 der Vögel im Pantanal und dem angrenzenden Cerrado. Unabhängig von der Unterstützung der NGO sind sie noch nicht. Arara Azul betreut Nistkästen, behandelt Krankheiten und sammelt Daten. „Als es 2023 bis zu 54 Grad heiß war, haben es die Vögel nicht auf ihren Eiern ausgehalten“, erzählt Neiva Guedes. Die Wasserbehörde ANA hat im Mai

2024 den Wassernotstand für den Río Paraguay ausgerufen. Auch der Cuiabá dümpelt fast einen Meter unterhalb des normalen Pegels. Die Ebene hinter den Häusern von Alves des Arrudas Familie gleicht einer Steppe. 2024 droht die schlimmste Trockenheit aller Zeiten.

Gute zwei Bootsstunden flussaufwärts vom Gebiet der Guató versuchen die Wissenschaftler:innen des privaten Naturschutzgebietes RPPN Sesc Pantanal sich darauf vorzubereiten. Mehr als neunzig Prozent der 108.000 Hektar wurden 2020 durch das Feuer geschädigt. „Heute

sieht alles wieder grün aus, aber wenn man genau hinschaut, sind die toten Bäume nur von Schlingpflanzen überwuchert“, sagt Alexandre Enout, der Verwalter des Schutzgebietes. 40.000 einheimische Baumsetzlinge haben Parkwächter:innen neu gepflanzt. Viele der Bäume des Pantanal sind mit ihren harten, runzligen Rinden resistent gegen Feuer – wenn es nicht gerade Großbrände sind. Der Plan: Mit gezielt gelegten Kleinbränden strategische vegetationsfreie Inseln schaffen, die verhindern, dass ein kleiner Brandherd zum unkontrollierbaren Flächenbrand wird. João Paulo



Morito vom Chico-Mendez-Institut für Biodiversität ICMBio: „Feuer ist erst dann ein Problem, wenn Brände nicht durch das Wasser der überfluteten Flächen eingegrenzt werden.“ Heute liegen Sedimente und Pflanzenreste offen als Zunder in der Sonne und jeder Brand ist eine Bedrohung. Knapp 850 Kilometer weiter südlich erholen sich Tourist:innen im Pool von der morgendlichen Safari. Sie besuchen in der Nähe von Campo Grande die Lodge Refúgio Caiman. Die klimatisierten Räume und das Restaurant mit lokalen Spezialitäten wie aus Bocaíuva-Mehl gebackenen Kuchen versöhnen mit den unerbittlichen Temperaturen und den Mücken. Auf der Caiman-Farm beobachten die Besucher:innen die Tierwelt aus Jeeps, wie man sie aus Afrika kennt. An diesem Morgen hat der Guide eine Jaguarmutter mit Nachwuchs im hohen Gras entdeckt. Die Tiere sind längst an das tiefe Brummen des Jeepmotors gewöhnt und die Guides halten den nötigen Abstand, um sie nicht zu verschrecken. Sieben Jaguare habe sie in fünf Tagen gesehen, schwärmt Nicole aus Massachusetts: „absolutely overwhelming“.

Zur gleichen Zeit vernichtet ein Farmer im Norden des Pantanal

80.000 Hektar Wald durch Pulverisierung von 24 verschiedenen Giftstoffen. Er will Weideland für Rinder schaffen. Der Farmer ist bekannt für Verstöße gegen Umweltgesetze, sein Bußgeld soll mehr als zwei Milliarden Real ausmachen, fast 350.000 Euro. Ob er es zahlen wird, ist unklar: Zwischen 2019 und 2021 haben mehr als drei Viertel der Umweltstünder:innen im Pantanal ihre Bußgelder nicht bezahlt. 85 Prozent aller Rodungen zwischen 2020 und 2021 waren illegal.

Schatz der Menschheit

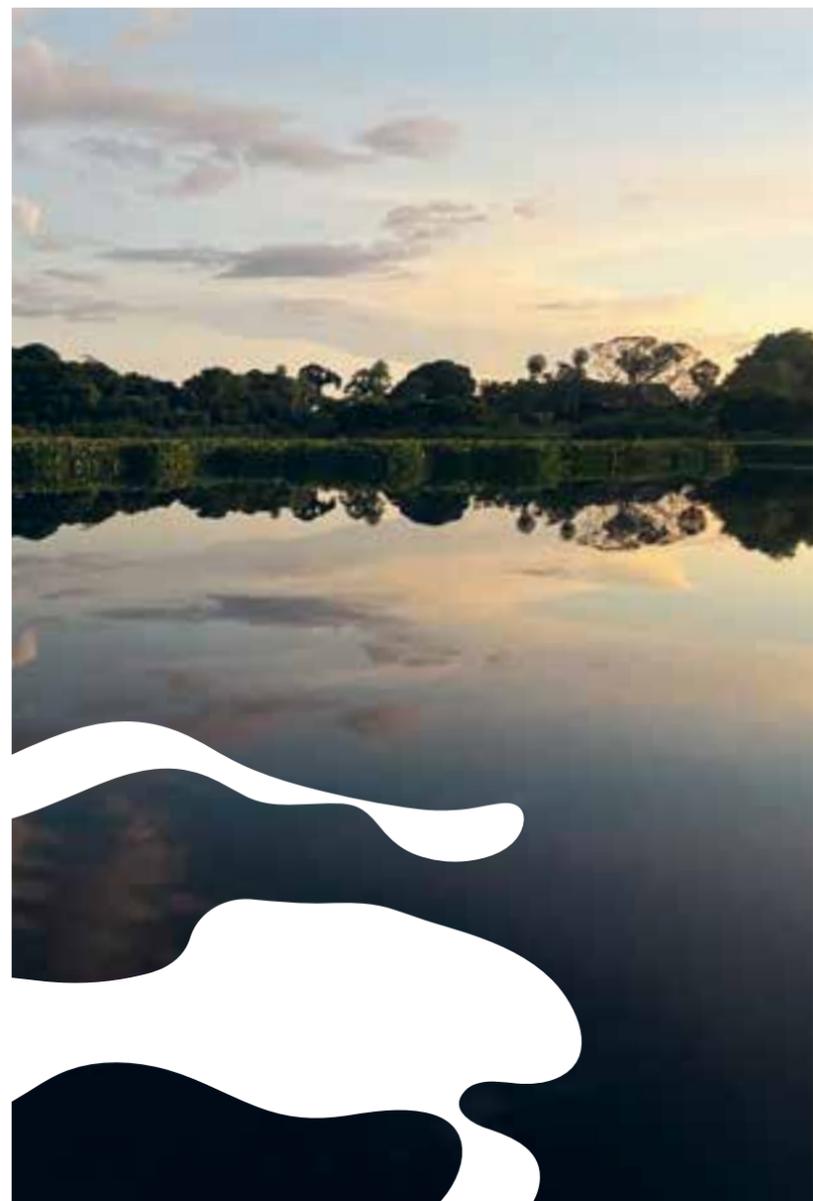
Dabei haben Wissenschaftler:innen den Wert der Umweltdienste des Pantanal auf jährlich 100 Milliarden US-Dollar beziffert. Die über- und unterirdische Vegetation im Feuchtgebiet speichert 153,9 Tonnen CO₂ pro Hektar, etwa ein Drittel der 593,8 Tonnen pro Hektar im Amazonaswald. Bislang ist der Blick der Welt weit häufiger auf Amazonien gerichtet als auf Pantanal und Cerrado. Bruno Wendling, Vorsitzender einer lokalen Tourismusstiftung, sagt: „Tourismus im Pantanal bedeutet Arten- und Naturschutz, den Erhalt der lokalen Kultur und eine bessere Sichtbarkeit in den Augen der Welt.“

Jährlich kommen mehrere hunderttausend Besucher:innen, etwa die Hälfte aus Brasilien, die anderen aus den USA und Europa. Es sind vor allem Angler:innen und Naturliebhaber:innen, die Vögel, Tapire und andere Tiere sehen wollen. Hier gibt es fast alles, was auch im Amazonaswald lebt – aber viel mehr offene Flächen, auf denen die Tiere besser zu sehen sind. Touristische Aktivitäten bringen mehr Umweltbewusstsein und Geld für den Artenschutz, indem etwa die Gäste im Refúgio Caiman für ihre Ausflüge zu den Aras oder den Jaguaren direkt an die jeweiligen NGOs zahlen.

Durch die zahlenden Gäste erscheinen die Wildtiere auch den Einheimischen in einem anderen Licht. Jaguare sind für viele Rinderzüchter:innen die größten Feinde, weil sie junge und schwache Tiere aus den Herden reißen und damit für Finanzeinbußen sorgen. Die Farmer:innen ließen die Raubtiere über Jahrzehnte reihenweise abschießen, sodass die Bestände immer weiter zurückgingen. Im Refúgio Caiman können die Jaguare Rinder reißen, ohne die Bilanzen zu verderben: Die Raubkatzen sind einer der Hauptgründe, warum Tourist:innen die Lodge besuchen. Auch Adler, Tuiuiu und



Verschlaufpause unter verkohlter Palme: Adílio Alves de Arruda denkt über neue Pflanzungen nach



Weite Schönheit: Der Pegel des Cuiabá-Flusses ist niedriger als gewöhnlich im Herbst auf der Südhalbkugel, seit Jahren überfluten die Flüsse des Pantanal nicht mehr so viel Land, wie sie müssten; Jaguarweibchen auf der Caiman-Farm (unten)



Wasserschweine spazieren hier angstfrei über die unbefestigten Wege. Der Gastbetrieb läuft inzwischen ganzjährig und schreibt schwarze Zahlen. Als die Jaguare mit den Jahren immer näher um das Lodge-Gebäude strichen, haben die Menschen einfach einen Zaun darum gebaut.

Manchmal beherbergt auch Alves de Arruda Besucher im ehemaligen Kinderzimmer seines Hauses. Meistens sind das Angler, die er kennengelernt hat, als er noch für ein Ausflugs-Unternehmen gearbeitet hat. Stolz zeigt er auf eine Fotogalerie an der Wohnzimmerwand: Anwälte hängen da, Ärzte, Unternehmer. Wenn er ein paar Minuten Zeit hat, macht er einen Online-Sprachkurs, wiederholt wieder und wieder die englischen Sätze. Doch allzu lange hält es ihn nie auf dem Sofa im Wohnzimmer. Es ist längst dunkel, als er ein letztes Mal ins Boot steigt, einen Fisch fangen fürs Abendesse. Der Fluss liegt so still in seinem Bett wie ein See, der Mond spiegelt sich im Wasser, Frösche quaken. „Hast du je so einen Frieden erlebt“, fragt Alves de Arruda und lässt die Angelleine sanft ins Wasser gleiten. Minuten später zieht er eine Dorade heraus und manövriert das Boot vorsichtig ein paar Meter weiter. Geräusche vom Ufer dringen herüber, eine Art Bellen oder Fauchen, dann ein dumpfer Laut, als spränge ein großer Hund plötzlich in ein Boot. „Das sind Jaguare“, erklärt Alves de Arruda, „sie erlegen gerade ein Krokodil.“ Die Tiere sind maximal zwanzig Meter entfernt. Alves de Arruda fährt näher ans Ufer und stellt den Motor ab. Zwischen Grillen und Fröschen ist jetzt deutlich das laute Knacken und Krachen zu unterscheiden, mit dem die Raubkatzen die Knochenplättchen zermalmen, die bei den Kaimanen unter jeder Hautschuppe liegen. Nach einer Weile stellt Adílio Alves des Arruda den Motor wieder an: „Den Fisch haben wir ja schon, Zeit zum Essen.“ ●

MOORE BEWAHREN, ABER UM WELCHEN PREIS?

Das größte tropische Torfmoor der Welt liegt in den Regenwäldern des Kongo-Beckens. Ausgerechnet dort will die Demokratische Republik Kongo Öl fördern lassen. Ein Konflikt zwischen Umweltschutz und dem Wunsch nach Wachstum ist entbrannt.
Zeit für Austausch

Interview: Jonas Gerding, Fotos: Justin Makangara



FOTO-JAGUAR Murilo Frazao

Wie kann die Demokratische Republik Kongo ihre Moore schützen? Umweltschützerin Laurette Kapedi und Wirtschaftsexperte Pepito Sakasaka im Interview mit unserem Autor Jonas Gerding



VOM BODEN VERSCHLUCKT

In den Niederlanden wurden viele Städte und Äcker im Moor errichtet. Der weiche Grund sackt unter dem Gewicht ab – während der Meeresspiegel steigt. Und jetzt?

Text und Fotos:
Miriam Petzold

Illustration:
Katerina Voronina

Die Niederlande sind eine leer gepumpte Badewanne. Um die Wanne herum steht das Wasser. Und der Pegel steigt.

Machen wir so weiter, sagte der Geologe Maarten Kleinhans 2023 in der niederländischen Zeitung *Volkskrant*, schaufeln wir unser eigenes Seemannsgrab. Zweifelsohne ein schönes, eindrucksvolles. Kleinhans ist einer der wenigen, der sich dennoch traut, laut Stopp zu rufen.

Die Natur hier ist rechteckig, feinste Handarbeit. Schmale Wasserläufe trennen die saftig grünen Parzellen. Auf manchen stehen Kühe, auf manchen Häuser, jede hat eine Funktion. Alles andere wäre Verschwendung. Das Land hat man sich hart erarbeitet.

Vor tausend Jahren bestand knapp die Hälfte der Fläche aus unwegsamem Torfmooren. Ein Ort, weder Wasser noch Land, sondern irgendwas dazwischen. Bis zum Mittelalter traute sich kaum

jemand hinein in den Sumpf, nicht einmal die Römer.

Der Wasserwolf lauerte überall. So hießen Seen und Sümpfe im Volksmund. Sie stahlen nicht nur Platz für Viehzucht und Nutzpflanzen, sondern liefen oft über, verwüsteten Siedlungen. Also: Krieg dem Wasserwolf. Gräben wurden ausgehoben, in denen das Wasser abfließen konnte, Windmühlen zum Pumpen gebaut, Schleusen und Deiche errichtet, um das Meerwasser zu zähmen. So wurden die großen Teile des Westens und Nordens zu Poldern: trockengelegte Gebiete, in denen der Wasserstand künstlich niedrig gehalten wird. „Gott schuf die Erde, aber die Niederländer:innen schufen die Niederlande“, heißt ein viel zitiertes Sprichwort aus dem 17. Jahrhundert. Der darin schwelende Stolz formt bis heute die

Identität der Niederländer:innen, stimuliert Zusammenarbeit – aber blockiert auch effektiven Klimaschutz, sagt Lotte Jensen, Kulturhistorikerin an der Radboud-Universität in Nijmegen und Autorin des Buches *Water: A Dutch Cultural History*. „Laat de zee maar komen“, lass das Meer ruhig kommen – wenn wir es nicht bezwingen können, schafft es niemand. Am Amsterdamer Flughafen werden Reisende mit einem riesigen Billboard begrüßt: Welcome below sealevel.

„Wir verkaufen uns als beste Wasserbauer:innen der Welt“, so Jensen. Die 13 Deltawerke, gigantische Tore zur Nordsee, die Küstenstädte wie Rotterdam vor Sturmfluten beschützen, gelten unter Ingenieur:innen als siebtes modernes Weltwunder. Die beiden Tore der Maeslantkering etwa messen jeweils

210 Meter und sind geschlossen breiter als der Eiffelturm in Paris hoch. Der Bemster-Polder von 1612 ist Unesco-Weltkulturerbe und Touri-Magnet. Landschaftskundler:innen nennen solche Flächen: kolonisierte Feuchtgebiete.

Doch wer dem Wasser Land abringt, läuft Gefahr, dass die Natur zurückschlägt. 1953 starben 1.836 Menschen in der größten Flutkatastrophe des Landes. 2100 könnte der Meeresspiegel vor der niederländischen Küste je nach Emissionen um 26 bis 124 Zentimeter gestiegen sein – oder um 2,5 Meter, wenn die Eiskappen schneller schmelzen als gedacht. Die Deltawerke sind auf einen Anstieg von 40 Zentimetern ausgelegt. 26 Prozent des Landes liegen unter dem Meeresspiegel; inklusive Amsterdam, Den Haag, Rotterdam.

Und jetzt zur akuten Katastrophe.

Während der Meeresspiegel steigt, sackt der trockengelegte Polderboden ab. Seit 1.000 Jahren. An manchen Stellen sind dem Land acht Höhenmeter abhandengekommen. Kaum woanders ist das so sichtbar wie in Gouda und Umgebung.

Die Käsestadt liegt 20 Kilometer nördlich von Rotterdam, umgeben von entwässerten Moorwiesen, auf denen Kühe und Böden um die Wette Treibhausgas ausstoßen. Denn: Nachdem der Grundwasserpegel künstlich gesenkt wurde, dringt Sauerstoff in den Torfboden. Bakterien im Erdreich werden aktiv, sie bauen Torfsubstanz ab und setzen CO₂ frei. Derweil sackt der Boden in sich zusammen. Ein Teufelskreis, denn so kommt er dem Grundwasser wieder näher. Mit dem Abpumpen wiederholt sich das Absacken. In Städten wie Gouda verhält es sich etwas anders. Um bauen zu können, wurden die Torfböden in den vergangenen Jahrhunderten mit allem Möglichen aufgeschüttet: Nordseesand, Ziegel, Schotter, Holzbalken, Pferde Zähne, Pfeifen. Der Torfboden liegt mit sechs Metern so tief, dass er nicht mehr oxidiert, wird aber vom

Gewicht der Stadt allmählich zusammengequetscht.

Rund fünf Millimeter sackt die Gegend jedes Jahr ab. Klingt wenig, aber: Manch eine:r wurde nachts schon aus dem Bett geklingelt, weil das eigene Haus einsturzgefährdet war. Lösungen werden am KBF erforscht, dem Wissenszentrum für Bodenabsenkung und Fundamente am historischen Marktplatz in Gouda. Ein schiefes Haus, wie jedes zweite hier, aber deutlich herausgeputzter: mit goldenen Ornamenten und Wappen über der gebogenen Flügeltür und makellosem grauem Anstrich. Nur eine Fahne mit Miniatur-schrift verrät, dass die Menschen im Inneren über der Rettung von 425.000 Häusern und etlichen Straßen brüten, in Gouda und überall in den Nieder-

landen. Wer das Ausmaß begreifen will, heißt es, muss zum Turfmarkt.

Das Pflaster weltlich

Der kurze Fußmarsch durch die autofreie Innenstadt ist gespickt mit Hinweisen. An vielen Stellen weltlich die gepflasterte Straße; zwischen manchen Ladengeschäften im Kleiweg müssen sogar zwei Treppen genommen werden, so groß ist der Höhenunterschied. Turfmarkt nennen sich zwei Sträßchen mit Häuserreihen wie Puppenstuben, getrennt durch einen Kanal, über den sich zwei verschnörkelte Brücken schwingen. Seerosenblätter im Wasser, ein hungriger Graureiher lauert auf der Kaimauer. Er muss sich kaum bücken, um den Fisch zu schnappen, so hoch steht der Pegel. Wenn es regnet, läuft das Wasser oft über. Vor einigen Haustüren liegen große Steine: provisorische Stufen, die den Raum zur abgesackten Straße füllen.

Das Problem sind die Fundamente. Unter alten Häusern, Straßen oder Mauern sind sie oft zu niedrig. Sackt der Boden ab, sacken sie mit, Richtung Grundwasser. Hohlräume

im Fundament füllen sich und die Feuchtigkeit zieht in den Wänden hoch, in die Wohnräume.

Manche Häuser stehen auf Pfählen. Sind diese aus Beton, sind sie sicher, sind sie aus Holz, nicht immer. Damit die Menschen keine nassen Füße bekommen, wie hier am Turfmarkt, muss der Wasserstand gesenkt werden. Allerdings wird dadurch ein Teil der Pfähle freigelegt, das Holz beginnt zu schimmeln. Bis zu 100.000 Euro kann es kosten, das Fundament zu erneuern. Doch in Gouda hat man sich eine günstigere Strategie überlegt. Die Altstadt bekommt einen eigenen Polder; nur in dem eingedeichten Bereich wird der Wasserstand gesenkt. Hier haben viele Häuser niedrige Fundamente und zum Glück nur wenige Holzpfähle.

Allerdings: „In 10, 20 Jahren stehen wir wieder vor dem gleichen Problem“, sagt Gilles Erkens, Experte für Bodenabsenkung und Torfmoore von der Universität Utrecht. Denn das Gewicht der Stadt bleibt. „Wir kaufen uns mit den Wasserstandsregulierungen nur Zeit.“ Zeit, in denen bessere Lösungen erfunden werden oder der Preis für neue Fundamente sinkt. Die andere, langfristige Lösung ist nicht gesellschaftsfähig: Tausende Menschen aus ihren gefährdeten Häusern vertreiben, die Bauten abreißen, den Wasserstand langsam erhöhen. Und weiter: Keine Siedlungen mehr auf weichen Torfböden bauen oder nur schwimmende Viertel.

„Vernünftig wäre, nicht auf Moorgrund zu bauen – wie die meisten anderen Staaten auch“, sagt Erkens. „Wir aber haben so viel davon und einen derart hohen Bevölkerungsdruck, dass es manchmal nicht anders geht.“ Das Gleiche gilt für tiefgelegene Gebiete, wie Westergouwe bei Gouda. Ein Neubaugebiet fünf Meter unter dem Meeresspiegel. „Wenn’s gefährlich wäre, würde hier nicht gebaut“, meinen Bewohner:innen im Dokumentarfilm *De Klimaatverkenner*. Und: „Komt goed“, wird schon. Ein typisches niederländisches Narrativ, das auch an



Steter Wasserpegel bis zur Kaimauerkante (li.), traditionelle Holzschuhe der Käsestadt



„VERNÜNFTIG WÄRE, NICHT AUF MOORGRUND ZU BAUEN – WIE DIE MEISTEN ANDEREN STAATEN AUCH. WIR ABER HABEN SO VIEL DAVON“

– GILLES ERKENS, GEOLOGE

diesem Tag am Turfmarkt in Gouda durchklingt.

Eine Passantin um die 35 antwortet, sie mache sich durchaus Gedanken, erst gestern sei der Spoortunnel zwischen Bahnhof und Innenstadt mal wieder überflutet gewesen. Aber: „Mein Haus steht seit 1925, das schafft es schon.“ Eine ältere Dame, die gerade ihre Haustür aufschließt, sagt: „Seit ich hier wohne, seit 25 Jahren, steht das Wasser so hoch an der Kaimauer“, bemerkt aber nebenbei, dass ihr Nachbar im Erdgeschoss oft mit Wasser zu kämpfen hat. Akzeptanz statt Panik. Ein Volk, das sich bewusst am Meeresgrund eingerichtet hat, vertraut auf seine über Jahrhunderte gewachsene Resilienz.

Eine amphibische Kultur

So erzählt die Wasserwolf-Saga nicht nur von Siegen, sondern auch von Anpassungsleistungen nach Rückschlägen. Geologe Erkens gibt ein Beispiel: Als Äcker wieder nass wurden, ließen einige Bauern darauf Gras wachsen und Milchkühe weiden. „Gouda und andere weltberühmte Käsesorten waren so gesehen eine adaptive Maßnahme angesichts der Bodensenkung.“

Anpassung ist auch Thema im Buch von Kulturhistorikerin Lotte Jensen. Die Niederlande seien eine „amphibische Kultur“. Früher war man gewohnt, zwischen Land und Wasser hin und her zu wechseln. Es gab Dachböden zum Schutz vor Hochwasser, Notfallboote, erhöhte Häuser für Mensch und Vieh. Manchmal wurde das Wasser sogar gezielt ins Land gelassen: Die Verteidigungsanlagen „Waterlinies“ im 17. bis 19. Jahrhundert konnten die Gebiete vor Städten so passgenau fluten, dass Angreifer:innen weder per Pferd noch Boot weiterkamen.

Um die Herausforderungen von Meeresspiegelanstieg bis Boden-

absenkung zu meistern, müssen wir diese Bilder wiederbeleben, sagt Jensen. „Durch den technologischen Fortschritt ist das Bewusstsein für unsere Verletzlichkeit in den Hintergrund getreten, aber die Kombi von beidem ist der Schlüssel.“ *Raum für Meeresspiegelanstieg* heißt eine im März 2024 erschienene Studie, die für Furore sorgte. Darin drei Zukunftsszenarien: beschützen (stärkere Dämme, Pumpen), Meeresraum nutzen (Küstensee als Puffer für Hochwasser), mitbewegen. Letzteres bedeutet: Die tiefsten, feuchtesten Gebiete werden langsam aufgegeben, Meer und Flüsse dürfen wieder übertreten, wodurch Mündungen, also Deltas, entstehen. Und das wirtschaftliche Herz der Niederlande wird von Megadämmen geschützt.

„Mitbewegen ist eine Geschichte, die niemand hören will“, sagt Jensen, und doch beobachtet sie einen Paradigmenwechsel in Medien und Öffentlichkeit:

„DURCH DEN TECHNOLOGISCHEN FORTSCHRITT IST DAS BEWUSSTSEIN FÜR UNSERE VERLETZTLICHKEIT

IN DEN HINTERGRUND GETRETEN“

– LOTTE JENSEN,
KULTURHISTORIKERIN

„Das Gefühl von Sicherheit nimmt langsam ab.“ Beim Gedenken 70 Jahre nach der Flutkatastrophe von 1953 wurde nicht so sehr an die Vergangenheit erinnert, sondern vielmehr vor der ungewissen Zukunft gewarnt. Plötzlich finden auch große Gedenkveranstaltungen zu Fluten statt, die längst in Vergessenheit geraten waren. Etwa 2021, 600 Jahre nach der Sint-Elisabethsvloed von 1421, als ganze Landstriche in den Niederlanden, England und Flandern vom Meer geschluckt wurden. Und auch in der Tech-Welt tut sich was. Neben Ingenieur:innen, die auf noch massivere Betondämme und Schleusen schwören, um die Natur zu bezwingen, werden Rufe nach „lebendigen Deichen“ und Salzwiesen lauter: begrünte Vorland, das

regelmäßig von den Gezeiten überflutet wird und durch Sedimentablagerungen mit dem Meeresspiegel steigt. Die Vegetation bremst die Wucht der Wellen; der Deich braucht weniger Masse und ist damit günstiger. Wie sturmbeständig er ist, wird im Forschungszentrum Delta Flume bei Delft getestet, wo die weltweit größten künstlichen Wellen auf Brecher aus Flora oder Beton treffen.

Die Natur als Verbündete statt als Vertriebene. Im „ertrunkenen Land von Saeftinghe“ zeigt sich die raue Schönheit einer solchen Salzmarsch. Wo einst Dörfer und ein Schloss standen, strömen das Salzwasser der Nordsee und das Süßwasser des Flusses Schelde seit dem Achtzigjährigen Krieg ungehindert auf und ab, ohne Riesendämme. Das letzte echte Delta der Niederlande. Oder in Zukunft das erste? ●

DER MOORWEISE

*In
Greifswald baut
der Forscher Hans Joosten
die größte Moorbibliothek
der Welt. Ein Porträt*

Text: Astrid Ehrenhauser
Fotos: Charlotte Köhnke





Menschen & Ideen
GOOD IMPACT

Die Utopie: Dekolonisierte Museen

Text: Sophia Fehrenbach

allerdings auch: Nichts von all dem wäre geschehen, hätten sich nicht über Jahrzehnte Selbstorganisationen afrikanischer und Schwarzer Menschen sowie Decolonize-Initiativen dafür eingesetzt. In ihrer Sicht ist Dekolonisierung ein Prozess, der über Rückgabe und Reparationen weit hinaus geht – und Machtverhältnisse in der Gesellschaft wie der Welt infrage stellt.

Das ist die Lösung:

Denkt man das weiter, dürfte es ethnologische Museen in ihrer heutigen Form nicht mehr geben. Doch ein Weg wäre, diese als Plattformen für Austausch und kritische Geschichtsaufarbeitung zu gestalten; als Orte, an denen aus verschiedenen Blickwinkeln gleichberechtigt debattiert wird. In einem nächsten Schritt wäre möglich, Objekte zirkulieren zu lassen: Sind Herkunftsländer nach einer Restitution von geraubtem Kolonialerbe daran interessiert, könnten Kulturgüter als Leihgabe in verschiedenen Museen ausgestellt werden. Voraussetzungen sind allerdings eine Partnerschaft auf Augenhöhe, und dass Menschen aus den Herkunftsländern und lokale Künstler:innen entscheiden, wie ihr Kulturgut präsentiert wird. Die Museen der Zukunft würden so auch zu Orten des Widerstands, in denen nicht nur koloniale Strukturen der Vergangenheit verhandelt werden. Auch dazu gibt es bereits Ansätze: Im Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum etwa stellten 2021 zwei namibische Aktivistinnen den bis heute anhaltenden Kampf um die Anerkennung des deutschen Genozids an den Herero und Nama künstlerisch dar. Erfahrungen mit dieser und weiteren Ausstellungen zeigen: Dekolonisierte Museen können uns unsere Vergangenheit nicht vergessen lassen. Aber sie können die Grundlage dafür legen, dass wir in Zukunft gerechter und empathischer miteinander umgehen. ●

108

Das ist das Problem:

Ethnologische Museen wollen andere Kulturen zeigen. Wer „anders“ ist und wie „anders“ aussieht, entscheiden dabei meist weiße Europäer:innen. Damit einher geht eine Machtasymmetrie. Werden etwa sakrale Figuren, die während der Kolonialzeit geraubt wurden, ausgestellt, um das vermeintlich „Exotische“ der anderen Kultur zu präsentieren, ist das nicht nur illegal. Es spiegelt eine auf rassistischen Einstellungen beruhende Überheblichkeit wider: Wir Europäer:innen denken zu wissen, was „gut“, „fortschrittlich“ und „entwickelt“ ist – und setzen das in einen Gegensatz zu den „anderen“, die wir in Vitrinen einsperren und vorzeigen. Aus dieser Logik heraus wurden in ganz Europa Hunderte ethnologische Museen gegründet. Bis heute stellen sie – bis hin zu menschlichen Überresten – Zigtausende Objekte aus, die aus kolonisierten Gebieten geraubt oder anderweitig unter ungleichen Machtverhältnissen erworben wurden.

Das ist der Impuls:

Deutschland will dekolonisieren. In ihrer Koalitionsvereinbarung von 2021 hielt die Bundesregierung fest, „koloniale Kontinuitäten“ sollten überwunden, eine „Partnerschaft auf Augenhöhe und eine Aufarbeitung des Kolonialismus“ angestrebt werden. Auch mehrere Bundesländer haben sich auf den Weg gemacht: In Berlin zum Beispiel wurde im April nach mehrjähriger Arbeit ein vom Senat in Auftrag gegebenes „Gesamtstädtisches Erinnerungskonzept Kolonialismus“ präsentiert. Wichtig ist in dem Zusammenhang

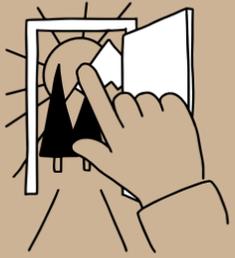


GOODBUY



GOODIMPACT

Anzeige



GOODtravel

Gemeinsam für eine bessere Zukunft

Mehr Menschen für eine nachhaltige Zukunft begeistern – das ist unsere gemeinsame Mission. Damit das gelingt, brauchen wir unabhängigen, konstruktiven Journalismus mehr denn je. Deshalb unterstützen wir als Good Family die journalistische Arbeit von Good Impact finanziell mit einer Anzeige in jeder Ausgabe.



GOODsearch

GOODfamily



GOODJOBS



GOODnews

FOTOS IMAGO / serienlicht, Guido Schiefer, IPON